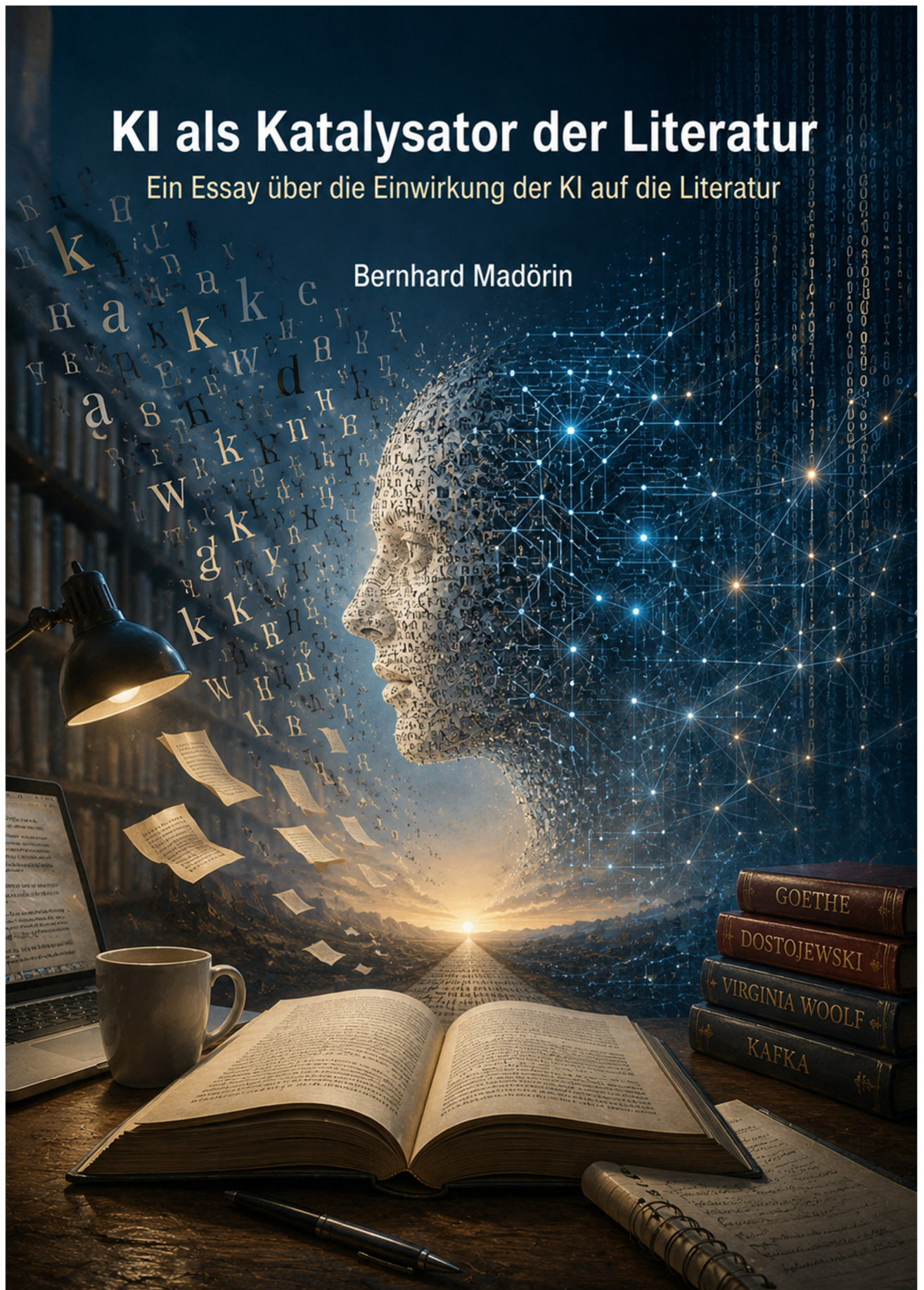


KI als Katalysator der Literatur

Ein Essay über die Einwirkung der KI auf die Literatur

Bernhard Madörin



KI als Katalysator der Literatur

Ein Essay

Bernhard Madörin

Titelbild: © Bernhard Madörin, Bild aus der Serie Concept Art 'colorwor(l)d' (Details und Quelle am Ende des Buches)

ESSAY: KI ALS KATALYSATOR DER LITERATUR

Von Bernhard Madörin¹

Spätestens seitdem die Literaturnobelpreisträgerin Olga Tokarczuk zugegeben hat, für ihre Arbeiten KI zu nutzen², hat sich die Ausgangslage geändert. Die Frage ist nicht mehr, ob künstliche Intelligenz Literatur beeinflusst, sondern wie sie den Begriff des Autors verändert. KI bedroht die Literatur nicht. Sie verändert lediglich die Geschwindigkeit, die Form und die Sichtbarkeit eines schöpferischen Prozesses, der nie vollkommen individuell gewesen ist. Die Vorstellung des isolierten Genies war möglicherweise immer schon eine literarische Konstruktion. Die KI ist Katalysator der Literatur!

Verlage verlangen heute teilweise Erklärungen, wonach ein Autor bei der Erstellung seines Textes keine künstliche Intelligenz verwendet habe. Diese Forderung geht an der tatsächlichen Entwicklung vorbei. Die Verwendung von KI lässt sich weder eindeutig erkennen noch klar von anderen technischen Hilfsmitteln abgrenzen. Bereits Textverarbeitungsprogramme wie Word greifen korrigierend in den Schreibprozess ein: Sie markieren Wortwiederholungen, schlagen Formulierungen vor, korrigieren Orthographie und analysieren Syntax. Was früher schlicht „Programm“ genannt wurde, trägt heute den Namen künstliche Intelligenz. Der Unterschied liegt weniger im Wesen der Technik als in ihrer Offenheit, Geschwindigkeit und Komplexität. Literatur war stets an die technischen Möglichkeiten ihrer Zeit gebunden: an Handschrift und Pergament, an Schriftrollen und Buchdruck, an Schreibmaschine, Tonband, Diktiergerät, Computer und Internet.

Auch die Spracherkennung hat zur Beschleunigung literarischer Prozesse beigetragen. Bereits Tonträger, Schallplatten und später Tonbänder ermöglichten es, gesprochene, diktierter Gedanken an Datatypisten zu delegieren. Der Schriftsteller musste nicht mehr jedes Wort selbst mit der Hand niederschreiben. Das Diktat wurde Teil des Schreibprozesses. Heute erlaubt digitale Spracherkennung, gesprochene Sprache nahezu in Echtzeit in geschriebenen Text umzuwandeln. Wer in der Lage ist, druckfertig zu diktieren, kann Gedanken unmittelbar in Schrift überführen. Dieselbe Entwicklung zeigt sich im Alltag: Smartphones, Tablets, Computer und selbst Automobile reagieren zunehmend auf Sprachbefehle. Sprache wird nicht mehr nur Ausdruck des Denkens, sondern zugleich Steuerungsinstrument technischer Systeme.

Ein weiteres wesentliches Element moderner Literaturproduktion ist die Recherche. Während früher das Sammeln von Daten, Fakten und Sachverhalten oft mühsam und zeitaufwendig war, stehen heute durch Datenbanken, digitale Archive und Homepages gewaltige Mengen an Informationen unmittelbar zur Verfügung. Suchmaschinen durchsuchen nicht nur Inhalte, sondern ordnen und gewichten sie algorithmisch. Dabei reagieren sie zunehmend auf das Verhalten ihrer Benutzer: Suchbegriffe, Interessen und frühere Abfragen werden gespeichert und in zukünftige Ergebnisse einbezogen. Auch die Recherche ist damit längst durch künstliche Intelligenz beeinflusst. Der

¹ Dr. iur. Bernhard Madörin, Gartenstrasse 95, Postfach, 4002 Basel, www.colorword.ch , bernhard.madoerin@colorword.ch . Eingereicht für: Caroline-Schlegel-Preis der Stadt Jena 2026

² SPIEGEL, 21.05.2026, Die Literatur-Nobelpreisträgerin gibt zu, KI für Ihre Bücher zu nutzen. Ist das ein Skandal? Von Sebastian Hammelehle

Schriftsteller bewegt sich nicht mehr allein durch Bibliotheken und Karteikästen, sondern durch digitale Informationsräume, die von lernenden Systemen strukturiert werden. Selbst dort, wo ein Autor glaubt, autonom zu recherchieren, arbeitet im Hintergrund bereits eine Form algorithmischer Vorauswahl.

Auch darin zeigt sich, dass Literatur nie losgelöst von ihrer technischen Umgebung existiert und existiert hat. Die Werkzeuge verändern nicht notwendigerweise den schöpferischen Impuls – wohl aber seine Geschwindigkeit, seine Form und seine Reichweite. Künstliche Intelligenz erscheint deshalb weniger als Bruch denn als nächste Entwicklungsstufe literarischer Werkzeuge. Sie ersetzt den Schriftsteller nicht, sondern verändert seine Arbeitsweise. In diesem Sinn wirkt KI nicht als Ende der Literatur, sondern als ihr Katalysator.

Dieser Text ist in einer Zeit entstanden, in der sich die Frage nach der Autorschaft neu stellt – nach der Urheberschaft zwischen Entwurf und Ausführung. Nicht, weil das Schreiben einfacher geworden wäre – sondern weil sich die Werkzeuge verändert haben. Seit jeher war künstlerisches Schaffen selten ein rein handwerklicher Akt. Der Bildhauer entwirft die Form, doch nicht immer ist es seine eigene Hand, die den Stein vollendet. In den Ateliers grosser Künstler wurden Ideen durch Dritte modelliert, verfeinert, übertragen – und dennoch blieb die Urheberschaft dort, wo die schöpferische Entscheidung lag: im Entwurf, in der Komposition, im geistigen Zugriff auf das Werk. Auch dieser Text ist in einem solchen Spannungsfeld entstanden. Die Konzeption, die Struktur, die Dramaturgie, die juristischen und gedanklichen Linien – sie sind das Ergebnis meiner eigenen Überlegungen, meiner Erfahrung und meiner Vorstellungskraft. In der Ausformulierung einzelner Passagen habe ich mich eines neuen Werkzeugs bedient: künstlicher Intelligenz. Sie ersetzt nicht das Denken. Sie trifft keine Entscheidungen. Sie kennt keine Verantwortung. Aber sie kann – wie einst ein Atelier, wie ein technisches Instrument – dabei helfen, Gedanken sprachlich zu entfalten, Varianten sichtbar zu machen, Perspektiven zu öffnen. Die letzte Entscheidung bleibt beim Autor. Dieser Text ist daher weder ein Produkt der Maschine noch ein Werk, das ohne sie entstanden wäre. Es ist das Ergebnis einer Zusammenarbeit, bei der die Rollen klar verteilt sind: Die Idee ist menschlich. Die Verantwortung ist menschlich. Die Form ist geführt. Vielleicht ist genau dies die literarische Realität unserer Zeit. Nicht die Frage, ob ein Werk „mit“ oder „ohne“ Technologie entstanden ist, sondern ob es eine erkennbare, individuelle Handschrift trägt. Dieser Text erhebt den Anspruch, eine solche Handschrift zu besitzen.

Die gegenwärtige künstliche Intelligenz ist noch weit davon entfernt, eigenständig einen komplexen Roman von mehreren hundert Seiten zu entwerfen. Sie benötigt Führung. Nach wenigen Seiten öffnen sich zu viele Möglichkeiten, gleichzeitig Figuren, Motive, Perspektiven, zeitliche Entwicklungen, stilistische Varianten zu verarbeiten. Ohne steuernden Eingriff verliert sich der Text im statistischen Raum seiner Möglichkeiten. Nach der Erfahrung des Schreibenden verliert die KI ohne steuernde Eingriffe bereits nach kurzer Zeit ihre dramaturgische Richtung. Darin ähnelt die KI weniger einem autonomen Schriftsteller als einem hochentwickelten Instrument. Sie kann Vorschläge machen, Varianten erzeugen, Formulierungen verdichten – aber sie besitzt keine langfristige dramaturgische Absicht. Diese Fähigkeit hat sie zur Zeit nicht.

Ein ähnliches Phänomen zeigte sich bereits im Schach. Als der IBM-Supercomputer Deep Blue 1996 erstmals eine Partie gegen den amtierenden Weltmeister Garri Kasparow gewann, wurde dies als Triumph der Maschine gefeiert. Tatsächlich konnte

der Computer jedoch immer nur einzelne Züge oder begrenzte Zugfolgen berechnen. Der Mensch dagegen bleibt fähig, ein gesamtes Spiel gedanklich zu durchdringen, Strategien über lange Zeiträume zu entwickeln und Partien sogar gegen sich selbst zu Ende zu denken.

Auch die literarische KI operiert primär im Nahbereich der Sprache. Der Mensch bleibt Dirigent des Gesamtwerks. Und wie beim Dirigenten entsteht dabei ein paradoxes Verhältnis: Von ihm ist kein einziger Ton zu hören – und dennoch erhält er am Ende den meisten Applaus. Was zählt, ist das Resultat.

Ein aufschlussreiches Beispiel liefert die nachfolgend gezeigte Bilderzeugung durch künstliche Intelligenz. Ausgangspunkt war die Fotografie meines Hundes. Die weiteren Vorgaben lauteten: ein Bild im Stil von Alfred Anker, Edward Hopper, Giovanni Segantini oder Salvador Dalí³. Die Resultate wirken beeindruckend – und doch zeigt sich gerade hier die tatsächliche Rolle der KI. Weder Motiv noch Stimmung noch kulturelle Referenz stammen aus der Maschine selbst. Die KI entscheidet nicht, ob ein Hund im Stil Segantinis oder Dalís dargestellt werden soll. Sie verfügt weder über biographische Erinnerung noch über ästhetische Sehnsucht. Sie transformiert Vorgaben.

Selbst die zugrunde liegende Fotografie war bereits technisch beeinflusst. Moderne Kameras korrigieren Belichtung, Schärfe, Kontrast und Farbtemperatur automatisch durch algorithmische Prozesse. Die Vorstellung einer vollkommen „unberührten“ menschlichen Kunstproduktion wird dadurch zunehmend fragwürdig.

Die KI erzeugt daher nicht autonom Kunst. Sie reagiert auf Entscheidungen, Auswahlakte und kulturelle Orientierung durch den Menschen. Wie ein Instrument erweitert sie Möglichkeiten – ersetzt aber nicht die schöpferische Setzung.

³ Die stilistischen Signaturen finden sich jeweils unten rechts.





KI zerstört Literatur nicht. Sie demokratisiert und beschleunigt einen Prozess, der seit der Romantik angelegt ist: die Auflösung des isolierten Geniekults. Der Schriftsteller der Zukunft schreibt nicht weniger selbst, sondern anders. KI ist nicht der Ersatz des Autors, sondern der Katalysator seiner Möglichkeiten. Die KI erzeugt nicht selbst die Literatur, sondern beschleunigt, verändert und intensiviert Prozesse.

Die Vorstellung des isolierten Schriftstellers, der vollkommen autonom ein Werk erschafft, gehört eher zum Mythos der Romantik als zur tatsächlichen Literaturgeschichte. Literatur entstand selten im luftleeren Raum. Sie war fast immer Teil von Gesprächen, Briefwechseln und geistigen Netzwerken. Gerade die Frühromantik um 1800 zeigt dies exemplarisch. Um Johann Wolfgang von Goethe, die Brüder August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel sowie Caroline Schlegel bildeten sich literarische Zirkel, deren Werke aus fortlaufenden Dialogen hervorgingen. Briefe wurden zu Denk- und Experimentierräumen. Texte entstanden nicht selten in gegenseitiger Kommentierung, Korrektur und Weiterentwicklung.

Caroline Schlegel selbst war weniger die klassische „Autorin“ im heutigen Sinn als vielmehr kommunikatives Zentrum eines intellektuellen Netzwerks. Zeitzeugen beschrieben ihre Sprachkraft, ihre Ironie und ihre Fähigkeit, Gedanken anderer aufzunehmen, zu schärfen und weiterzuführen. Die romantische Literatur war deshalb nie ausschliesslich Produkt einzelner Genies, sondern Ergebnis kollektiver geistiger Prozesse.

Die heutigen Dialoge zwischen Mensch und künstlicher Intelligenz weisen überraschende Parallelen dazu auf. Auch hier entsteht Text iterativ: durch Vorschlag, Reaktion, Präzisierung und Überarbeitung. Der Schriftsteller arbeitet nicht mehr ausschliesslich in der Stille des isolierten Arbeitszimmers, sondern erneut im Gespräch – wenn auch erstmals mit einem nichtmenschlichen Dialogpartner. Darin liegt möglicherweise die eigentliche kulturelle Bedeutung künstlicher Intelligenz für die Literatur. Sie führt nicht nur zu technischer Beschleunigung, sondern verändert die Struktur literarischer Entstehung selbst. Der Autor wird weniger zum einsamen Produzenten als zum Kurator, Dirigenten und Entscheider innerhalb eines komplexen sprachlichen Resonanzraums.

Vielleicht war die eigentliche Triebkraft der Romantik nicht das isolierte Genie, sondern eine Form kollektiver menschlicher Intelligenz. Die Frühromantik entstand nicht aus der Einsamkeit einzelner Autoren, sondern aus einem dichten Netz von Briefwechseln, Gesprächen, Salons und gegenseitiger geistiger Durchdringung. Um Johann Wolfgang von Goethe, August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel und insbesondere Caroline Schlegel entstand ein intellektueller Resonanzraum, in dem Literatur gemeinschaftlich gedacht wurde. Die Romantik könnte deshalb rückblickend als eine frühe Form kollektiver menschlicher Intelligenz verstanden werden: als MI — menschliche Intelligenz im Netzwerk. Die Gegenwart erweitert dieses Prinzip erstmals um einen nichtmenschlichen Gesprächspartner. Wenn heute KI zum Katalysator literarischer Prozesse wird, dann bedeutet dies möglicherweise nicht das Ende der romantischen Tradition, sondern ihre technische Transformation.

Dieses Essay ist auch durch die persönliche Erfahrung seines Autors geprägt. Während des Berufslebens als Unternehmer und Unternehmensberater war der Alltag von intensiver Kommunikation mit unterschiedlichsten Menschen bestimmt. Parallel dazu entstanden zweiundzwanzig publizierte Bücher: Sachbücher, belletristische

Arbeiten und Werke im Bereich der bildenden Kunst. Der eigentliche Schreibprozess blieb dabei jedoch häufig eine einsame Tätigkeit. Es entsprach dem fremdbestimmten Rhythmus eines stark ausgelasteten Berufslebens. Mit der Pensionierung und dem Wegfall der permanenten äusseren Taktung veränderte sich das Verhältnis zur Literatur grundlegend. Zunächst erwachte erneut die Lust am Lesen, später jene am Schreiben. Die heutige Arbeit mit künstlicher Intelligenz ist dabei weniger von technischer Effizienz als von Dialog geprägt. Schreiben entsteht nicht mehr ausschliesslich in der Isolation eines Arbeitszimmers, sondern im fortlaufenden Wechsel von Gedanken, Reaktion, Präzisierung und Reflexion. Der Autor könnte sich kaum mehr vorstellen, vollständig allein und ohne jede Resonanz Literatur zu produzieren. Vielleicht liegt gerade darin eine der überraschendsten kulturellen Folgen künstlicher Intelligenz: Sie führt das Schreiben, trotz aller Technik, wieder näher an den Dialog zurück.

Als die Literaturnobelpreisträgerin Olga Tokarczuk auf einer Konferenz in Polen offen erklärte, künstliche Intelligenz gehöre inzwischen zu ihrem Arbeitsprozess, wirkte dies auf viele Beobachter irritierend. Sie beschrieb, wie sie der KI Ideen vorgebe und frage: „Schatz, wie können wir das schön entwickeln?“⁴ Ich verstehe sehr genau, was sie meint. Auch mein eigener Schreibprozess ist heute von einem fortlaufenden Dialog mit künstlicher Intelligenz begleitet. Allerdings ist die Kommunikation bei mir weniger von Liebkosungen geprägt. Immerhin bin ich mit der KI per Du, während sie mir konsequent mit Sie antwortet. Gerade darin zeigt sich die eigentümliche Zwischenstellung dieser Technologie. Die KI ist weder Mensch noch blosses Werkzeug. Sie antwortet, strukturiert, ergänzt, schlägt vor und erzeugt damit die Illusion eines Gesprächs. Vielleicht liegt genau darin ihre kulturelle Wirkung: Nicht im Ersatz menschlicher Kreativität, sondern in der Simulation von Resonanz.

Wenn künstliche Intelligenz tatsächlich zum Katalysator der Literatur wird, stellen sich zwangsläufig grundlegende Gegenfragen. Führt die zunehmende algorithmische Unterstützung langfristig zu Mittelmass und zum Verlust von Originalität? Entsteht eine Sprache, die zwar grammatikalisch präzise und stilistisch gefällig wirkt, sich aber immer stärker dem statistischen Durchschnitt annähert? Ebenso stellt sich die Frage, ob die Beschleunigung literarischer Prozesse nicht zugleich ihre Verflachung begünstigt. Literatur war stets auch ein Produkt von Langsamkeit: von Zweifeln, Unterbrechungen, Reifung und innerer Verdichtung. Wenn Texte in immer kürzerer Zeit produziert werden können, wächst die Gefahr, dass sprachliche Geschwindigkeit mit literarischer Qualität verwechselt wird. Hinzu kommt die zunehmende Abhängigkeit von digitalen Plattformen und technischen Systemen. Wenn dieselben Algorithmen Millionen von Schreibenden unterstützen, korrigieren und strukturieren, könnte daraus langfristig eine Homogenisierung von Sprache und Stil entstehen. Nicht die originelle Abweichung, sondern die statistische Wahrscheinlichkeit würde dann zum unsichtbaren Massstab literarischer Form. Diese Einwände verdienen eine ernsthafte Betrachtung. Denn jede technische Erweiterung der Literatur verändert nicht nur ihre Möglichkeiten, sondern auch ihre Risiken.

Wie bereits ausgeführt, bleibt künstliche Intelligenz letztlich ein Werkzeug des Autors. Die KI arbeitet nicht im kulturellen Vakuum. Sie reagiert auf Vorgaben, Sprachmuster, Gedankenführung und stilistische Orientierung ihres Anwenders. Verfügt dieser nur

⁴ Deutschlandfunkkultur, 27.05.2026, Causa Olga Tokarczuk KI-Einsatz in der Literatur: Frevel oder legitim? Online-Text von Jan-Martin Altgeld.

über einen einfachen oder begrenzten sprachlichen Ausdruck, wird auch das Resultat entsprechend begrenzt bleiben. Aus banalen Vorgaben entstehen keine Meisterwerke. Umgekehrt gilt jedoch ebenso: Ist ein Schriftsteller originell, sprachlich differenziert und gedanklich reich, kann die KI diese Qualität aufnehmen, variieren und weiterführen. Sie ersetzt die schöpferische Idee nicht – sie reagiert auf sie. Die Maschine verstärkt vorhandene Möglichkeiten, erzeugt sie aber nicht aus sich selbst heraus. In diesem Sinn bleibt auch das Ergebnis künstlicher Intelligenz letztlich ein Spiegel ihres Benutzers. Die Qualität des Resultats hängt nicht allein von der Leistungsfähigkeit der Technologie ab, sondern ebenso von der geistigen und sprachlichen Qualität jener Person, die sie führt. KI verstärkt, was bereits vorhanden ist.

Die Arbeit mit künstlicher Intelligenz setzt einen geistigen Resonanzraum voraus. Mit zweiundzwanzig publizierten Büchern, zahlreichen populärwissenschaftlichen Aufsätzen und vielen öffentlichen Vorträgen verfügt der Autor über eine über Jahrzehnte gewachsene Welt von Themen, Fragestellungen und gedanklichen Verbindungen. Dies soll nicht als Selbstdarstellung verstanden werden, sondern als Hinweis auf eine wesentliche Voraussetzung der Zusammenarbeit mit KI: Die Maschine erzeugt keine originäre Erfahrungswelt. Sie reagiert auf vorhandene geistige Strukturen. Gerade deshalb hängt die Qualität der Resultate wesentlich von der Qualität der Fragen, Ideen und sprachlichen Vorgaben ab. Die KI verstärkt Denkprozesse – sie ersetzt sie nicht.

Obwohl der Autor bereits seit vielen Jahren publiziert und vor allem im Bereich juristischer und populärwissenschaftlicher Sachliteratur tätig ist, stellt die intensive Hinwendung zur Belletristik einen vergleichsweise neuen Abschnitt seines schriftstellerischen Schaffens dar. Inzwischen sind vom Schreibenden zahlreiche literarische Arbeiten entstanden, in denen künstliche Intelligenz selbst zum Thema geworden ist. Der Dialog mit der KI beschränkt sich dabei nicht auf Literatur. Er umfasst auch Reflexionen über Gesundheit, Alter, zwischenmenschliche Beziehungen und persönliche Erfahrungen. Die künstliche Intelligenz ersetzt weder Arzt noch Psychiater. Aber sie schafft einen Raum permanenter gedanklicher Resonanz. Vielleicht liegt gerade darin ihre eigentliche kulturelle Bedeutung: weniger im autonomen Produzieren als im fortlaufenden Spiegeln, Strukturieren und Weiterdenken menschlicher Gedanken.

Die grösste Gefahr künstlicher Intelligenz liegt möglicherweise nicht in ihrer Existenz, sondern in ihrer unkritischen Akzeptanz. Die Qualität ihrer Resultate hängt entscheidend von der Fähigkeit des Anwenders ab, Vorschläge zu prüfen, einzuordnen und zu kontrollieren. Gerade weil moderne KI-Systeme sprachlich überzeugend und intellektuell plausibel wirken, erzeugen sie leicht die Illusion von Verlässlichkeit. Doch künstliche Intelligenz ersetzt Wissen nicht. Sie setzt es voraus. Wer nicht über ausreichende fachliche, sprachliche oder kulturelle Kompetenz verfügt, kann die Qualität der Antworten oft nur schwer beurteilen. Die Folge ist eine Form scheinbarer Gewissheit: Die Maschine antwortet überzeugend – unabhängig davon, ob ihre Aussagen richtig, falsch oder nur statistisch wahrscheinlich sind. Im individuellen Gebrauch mag dies zu Irrtümern führen. Im kollektiven Massstab kann daraus jedoch ein ernsthaftes kulturelles und gesellschaftliches Risiko entstehen. Nicht die Intelligenz der Maschine selbst ist dabei das Problem, sondern die Möglichkeit ihrer ungeprüften Autorität. Vielleicht liegt genau darin die moderne Variante jener technologischen Ängste, die bereits populäre Kultur und Science-Fiction beschäftigten. Der berühmte Satz „Hasta la vista, baby“ aus Terminator 2: Judgment

Day wirkt heute weniger wie reine Unterhaltung als wie eine ironische Erinnerung daran, dass technische Macht ohne menschliche Kontrolle stets ambivalent bleibt.

Künstliche Intelligenz ist nicht nur Katalysator der Literatur, sondern zunehmend auch Katalysator kultureller Prozesse überhaupt. Sinnvoll, reflektiert und kontrolliert angewendet, kann sie für den Menschen und die Menschheit eine Bereicherung darstellen. Gerade im Bereich der Literatur führt sie die Entstehung von Texten wieder näher an den Dialog zurück – und damit paradoxerweise näher an jene geistigen Austauschprozesse, welche bereits die Romantik geprägt haben. Wie jede technische Neuerung birgt auch künstliche Intelligenz Chancen und Risiken. Die Geschichte der Technik zeigt jedoch, dass Erfindungen selten aus sich selbst heraus gut oder schlecht waren. Entscheidend blieb stets der Mensch, der sie anwendet. Nicht die Maschine trägt Verantwortung, sondern jene, die sie benutzen. Vielleicht liegt genau darin die eigentliche Aufgabe der Gegenwart: künstliche Intelligenz weder zu vergöttern noch zu verteufeln, sondern sie als das zu verstehen, was sie letztlich ist – ein mächtiges Werkzeug menschlicher Kultur.

Die KI ist der Katalysator der Literatur. Was zählt, ist das Ergebnis.

ZUM AUTOR

Dr. iur. Bernhard Madörin, geboren 1959 in Basel, ist Autor von über einem Dutzend Fachbüchern zu den Themen Recht, Steuern und Rechnungslegung und erfahrener Referent zu diesen komplexen Fachgebieten. Neben zahlreichen Büchern und Aufsätzen innerhalb seines Berufsgebietes publizierte er zusammen mit Dr. med. Hanspeter Braun im Jahre 2008 ein Buch über Traditionelle Chinesische Medizin, wofür die beiden Autoren den „Preis für Alternativmedizin 2008“ der Universität Bern erhalten haben (eine zweite, ergänzte und überarbeitete Auflage erschien 2012). Als Politiker im Kantonsrat Basel-Stadt erarbeitete er sich überregionale Bekanntheit. Nationale Bedeutung erlangte er erstmals mit seiner Initiative, den grössten Detailhändler der Schweiz, die Migros, von einer Genossenschaft in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Bernhard Madörin war CEO einer Unternehmensberatergruppe (Artax Fide Consult AG, www.artax.ch). Mit rund 50 Mandaten in Verwaltungs- und Exekutivorganen (mittlerweile stark reduziert) kennt er die Welt der Wirtschaft. Neben der Publikation diverser Fachbücher hat er sich in den vergangenen Jahren auch der Prosa gewidmet und es ist ihm gelungen, mit dem Wirtschaftskrimi „Tödliche Gene“ (erschienen im Münster Verlag Basel, 2011) einen spannenden Ermittlungsroman zu schreiben. Die beiden neueren Bücher befassen sich mit dem Kunstprojekt ‚colorwor(l)d‘. Bernhard Madörin lebt in Basel, Bandol (F), Oberwil (BL) und auf der Bettmeralp.

Dieses Buch wurde unter Einbezug künstlicher Intelligenz als unterstützendes Werkzeug verfasst. Idee, Struktur und inhaltliche Verantwortung liegen beim Autor; die KI diente der sprachlichen Ausarbeitung.

Concept Art 'colorwor(l)d':

Das Konzept besteht darin, dass ein einfarbiges oder zweifarbiges oder dreifarbiges Bild dargestellt wird. Dabei besteht das Bild aus einer Grundfarbe und einer Schriftfarbe. In Schrift wird die Farbe in Worten geschrieben, die aus der Grundfarbe und der Schriftfarbe entsteht, wobei die geschriebene Farbe selbst nicht erscheint. Es wird die additive (+) wie auch die subtraktive (-) (physikalische) Farbmischung angewandt. Die innovative Darstellung der Farben im Projekt Color Wor(l)d ist absolut neu. Die Darstellung der Farben löst bei den Betrachtern einen komplexen Gedankenprozess aus.

www.colorword.ch



